

Sage von Faust ist zwar nur Hypothese, aber eine Hypothese, die durch die historischen Schwarzkünstler, die sich den Namen Faust beileigten, keineswegs beseitigt wird. Denn schon der älteste derselben, welcher nach Trithemius eigentlich Georgius Sabellicus hieß, legte sich den Namen des jüngern Faustus nur bei, weil schon ein älterer Faust als Zauberer berühmt war. Die Sage von Faust, welche nach der alten oft gescholtenen, aber noch nie wiederlegten Vermuthung, die auch wir theilen, der Buchdrucker Johannes Faust veranlaßte, war also damals schon vorhanden.

Wie könnten wir diesen Abschnitt besser beschließen, als mit den schönen aus Ottfried Müllers Feder geflossenen Worten, welche an Gutenbergs Monument die Rückseite des Piedestals verzieren:

Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani sollers extudit ingenium.
Nunc, quidquid veteres sapiunt, sapiuntque recentes
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgne
Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.
Was jetzt immer die Alten, und was jetzt Neuere wissen,
Wissen sie sich nicht bloß, sondern den Völkern der Welt.

Frankfurt.

Das Marktschiff.

Von Mainz können wir nach Frankfurt zu Wasser und zu Lande gelangen. Zu Wasser auf dem Dampfschiff, zu Lande auf der Eisenbahn. Für die langwierigste Wasser gelegenheit gilt die mit dem Marktschiff, doch mochten wir sie nicht geradezu die langweiligste nennen, wenigstens nicht zur Messezeit. Dem breiten Hauptschiffe werden alsdann noch drei bis vier ungeheure Rähne oder Schalben angehängt, deren Boden das Gepäck der Reisenden und die Waaren, womit sie befrachtet sind, völlig überdecken. Auf diesem unebenen, von Kisten und Kasten, Fässern und Säcken, Ballen und Körben gebildeten Terrain rutschen und klettern die zahlreichen christlichen Passagiere hin und her, während die würdigen Söhne des betrügerischen und wucherischen dritten Erzwaters den innern Raum des Hauptschiffs durch ihre Athmosphäre verpesten. Nur der heftigste Platzregen könnte das unbeschnittene Volk vermögen hier eine Zuflucht zu suchen. Auch ist es draußen auf dem Gepäck in jeder Beziehung lustiger. Menschen aller Nationen, Geschlechter, Lebensalter und Stände wuseln wie in einem Ameisenhaufen durcheinander. Ehe man sich versieht, werden Geschäfte gemacht, Wein und Bier ausgeschenkt, Obst und Kuchen verkauft, Ellenwaaren abgemessen, Orgeln gedreht, Pöffen gerissen und Liebeshandel angezettelt. Es

ist ein großer schwimmender Jahrmarkt, der sich in den größern Frankfurterischen zu verlieren eilt. Aber die Eile hat Weile, denn erbärmlich langsam treibt er dem Ziele zu, die Pferde, welche die schweren Schiffe dem Strom entgegen ziehen, schwingen und keuchen, die antreibenden Halsen jo — o — o — ohen, und doch ist kein Fortkommen. Ehe Höchst erreicht ist, wo Mittag gemacht wird, sind alle Essenswaaren vergriffen und der Hunger geht wie ein Würgegel durch die Menge. Nach Tische streckt der Schlaf Hunderte darnieder; zum Glück ist dann Frankfurt nicht mehr fern.

Hochheim.

Die Strecke zwischen Mainz und Frankfurt wünschten wir auf der Eisenbahn zurückzulegen, weil die zwischenliegenden Ortschaften, mit Ausnahme von Hochheim und Weilbach, wenig Interesse bieten. Ersteres gehörte ursprünglich dem Domcapitel zu Köln, von welchem es jenes zu Mainz erkaufte. Sein Wein, obgleich nicht im Rheingau gewachsen, ist so berühmt, daß er Engländern und Russen zur Bezeichnung aller edeln Rheinweine dient. Die Denologen begreifen nicht recht, warum hier ein so vorzüglicher Wein gedeihe, da doch weder ein sonderlicher Schutz gegen die schädlichen Winde vorhanden, noch die Abdachung gegen den Main bedeutend genug sei. Selbst zu der Hypothese eines Kohlenlagers unter der Domdechanei hat man seine Zuflucht genommen. Herr Bronner hat aber vergessen, die zeitigenden Nebel des Rheins und des Mains und die Vorrichtungen zur Bewässerung und Entwässerung der Weingärten in Anschlag zu bringen, die beide eine frühe Reife begünstigen, und in guten Jahren selbst die beliebte Fäulniß der Ueberreife herbeiführen. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, Feuersprizen an den Main zu bringen, wie es in den siebziger Jahren der zeitige Domdechant anordnete, um seinen Weingarten, die beste hochheimer Lage, damit begießen zu lassen. Der Dechant pflegte die Sommermonate hier zuzubringen, wo ihn dann der Mainzer hohe Adel und selbst der Kurfürst nicht selten besuchte, weil dieses Prälaten Küche und Keller im besten Rufe standen. Jetzt ist die Domdechanei in ein herzogliches Jagdschloßchen verwandelt und auch die dazu gehörigen Weinberge sind des Herzogs.

Zwischen Castell und Weilbach ersteigt der Wanderer so gemach, daß er es gar nicht gewahr wird, die hochheimer Hügelvorhöhe des Taunus. Aber er sehe nur um, so wird ihn der Blick in das herrliche Rheinthäl belehren, daß er eine Höhe erklimmen hat. Das vielthürmige Mainz, halb auf seinem Hügel lagernd, halb an den Rheingolf niedergleitend, stellt sich besonders vorthellhaft dar, und jene Seite seiner Umgebung, welche früher der Weiffenauer und Hechtsheimer Berg unsern Blicken entzog, die berühmten Weinlagen zwischen Raubenheim und Oppenheim, werden hier vollkommen deutlich.

Bäder.

Rechts von Wickert und Weilbach begegnet uns schon die erste jener Mineralquellen, woran Nassau und die Taunusgegenden so reich sind, daß es keines Mosesstabes zu bedürfen scheint, um aus jedem Stein, jeder Scholle eine Heilquelle hervorzulocken. Mit dem Weilbacher Schwefelbrunnen haben sich beide erwähnten Orte durch Alleen in Verbindung gesetzt. Auch das am Main liegende Flörsheim beherbergt einen Theil der Kurgäste. Am Brunnen hält ein bedeckter Pavillon das flüchtige Gas des Schwefelwassers zusammen, indem es zugleich den Gästen Schutz gegen Wind und Wetter gewährt. Die Aussicht vor demselben erstreckt sich über Mainz, Darmstadt und Frankfurt. Etwas oberhalb Weilbach mündet die Bäderstraße in die unsere. Sie führt Wiesbaden, an Schlangenbad vorbei, über Langenschwalbach und Ems nach dem Coblenz gegenüber gelegenen Thal Ehrenbreitstein, das auch ein Badeort zu werden hofft. Bei Hattersheim fahren wir über die Krystalbach, die einst die Königshundert von dem Niedgau schied, und jetzt auch Guldenbach oder schwarze Forellenbach heißt. Sie kommt von Eppstein herab aus der sogenannten nassauischen Schweiz, wo wir wieder mit ihr zusammentreffen. Nun ist das gewerbsame Höchst erreicht, das aber hier einen viel modernern Anblick gewährt als vorher, da wir es vom Marktschiff aus sahen. Die Straße führt uns durch seine Vorstadt, zu welcher der Handelspalast Volongaros den Grund legte, eines reichen italienischen Tabakfabrikanten, welchem Frankfurt das Bürgerrecht versagt hatte. Von Höchst führt die Taunusstraße nach Limburg an der Lahn, welche auch eine Bäderstraße heißen könnte, denn sie berührt zunächst Soden und Neuenhain, dem das quellenreiche Kronthal nahe liegt, jenseits der Höhe aber Selters, das mit den benachbarten Gesundbrunnen von Geilnau und Fachingen wiederum ein Kleeblatt bildet.

Deutschenburg.

Hinter Höchst mündet die aus der Wetterau, Deutschlands Kornkammer, herschlängelnde Nidda, und nun haben wir nicht weit mehr zur Galgenwarte, die einst die westliche Seite des Frankfurter Weichbilds beschützte, wie die Bockenheimer, Friedberger und Darmstädter Warte die übrigen. Daß sie Gallenwarte, wohl gar St. Galluswarte heißt, ist eine strafbare Zippigkeit des gebildeten Frankfurters, denn nur einem sehr bösen Gewissen geziemt die Scheu vor dem Galgen, und St. Gall hat hier nichts zu schaffen. Aus den Frankfurter Annalen ihres auch für die Geschichte der Stadt zu früh verstorbenen ersten Bürgermeisters Thomas († 1838), können sie lernen, daß das Galgenfeld, als der Gerichtsplatz, einst der vornehmste Theil der Gemarkung, und so auch das Galgenthor, welches sie nicht bloß abreißen, sondern so gut wie eingehen ließen, als das vornehmste Thor am schönsten und bedeutungs-

vollsten verziert war, nämlich mit dem großen Wappen und den Standbildern der beiden Stadtpatronen, des heil. Karls des Großen und Bartholomäus. Durch das Galgenthor pfl egten die deutschen Könige ihren Einzug in die Stadt zu halten. Hier lag also wohl auch das Wahl- oder Klapperfeld, von dem Schlagen auf die Schilde so geheißen, wodurch das Heer seinen Beifall zu erkennen gab. In dem Galgen- und dem anstoßenden Streitfelde mußten sie oft geraume Zeit liegen. Seit der bestrittenen Königswahl Heinrich Raspe's, des Landgrafen von Thüringen, und der Schlacht, die er gegen Konrad, den Sohn des gebannten zweiten Friedrichs, vor Frankfurt gewann, hatte sich nämlich das Herkommen gebildet, daß bei streitigen Wahlen der Neugewählte 6 Wochen und 3 Tage vor Frankfurt liegen mußte, um abzuwarten, ob sein Gegner ihm nicht den Einzug wehre. Dagegen war die Stadt bei unbestrittenen Wahlen bei Acht und Bann gehalten, den gewählten König unweigerlich einzulassen, wie das kaiserliche Landrecht dieß gar hübsch ausdrückt.

Wie Dampfschiffe und Eisenbahnen überhaupt die Bestimmung zu haben scheinen, Deutschland und den Rhein in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, so hat auch das Galgenthor die frühere Wichtigkeit wieder erlangt, seit die Eisenbahn fertig ist, die vor demselben mündet. Wir aber lassen uns, da wir keine Könige sind, den Einzug durch das Bockenheimer Thor gefallen, obgleich wir nicht über so schöne Vorplätze nach der Zeile gelangen, wo sich alle Pracht und Herrlichkeit Frankfurts sammelt. In der neuen Mainzer Straße, auch wohl Millionärstraße genannt, die wir gekreuzt haben würden, finden sich nur die Paläste reicher Privatleute, die eben so viel Aufwand machen, als ihnen bequem ist, während die Zeile jetzt die großartigsten öffentlichen Anstalten, die glänzendsten Gasthöfe und die geschmücktesten Läden vereinigt, denn auch der elegante Detailhandel hat sich in den letzten Jahren zu großem Nachtheil der neuen Kräfte und des Liebfrauenbergs nach diesen Boulevards gezogen. Um vor dem Umfang, dem äußern Gepränge und der kostbaren innern Einrichtung der Gasthöfe nicht zu stutzen, muß man sich erinnern, daß sich in dieser Stadt die Hauptstraßen Deutschlands, mithin der Welt, sowohl nach der Länge als nach der Breite durchkreuzen, und daher nicht leicht anderswo ein so bedeutender Reiseverkehr gefunden wird. Das Fremdenblatt, das doch bei weitem nicht alle Durchreisende nennen kann, zählt ihrer jährlich an sechzigtausend, die wenigstens eine Nacht in der freien Stadt zugebracht haben; und wie viele bleiben Wochen- und Monatslang! Dafür ist man auch nirgend besser bedient, speist und schläft nirgend üppiger und schwelgerischer als in den Gasthöfen Frankfurts, welche schon längst für die hohe Schule der deutschen Kellner und Wirthe bekannt sind. Auch den schimmernden Läden, welche sich neben ihnen angesiedelt haben, sind die Schwärme dieser Zugvögel willkommen, sie bieten alle blendenden Reize auf, einen oder den andern einzufangen, und selten zieht wohl Einer ungerührt von dannen, und dieser ist noch dazu sicher, zu Hause gescholten zu werden, denn in Frankfurt glaubt man aller Enden, müsse Alles aus

der ersten Hand, mithin wohlfeiler und besser als anderswo zu haben sein. Gern ver reisen wir bei diesen Läden und staunen über die Riesenfortschritte des Luxus und der Ueberfeinerung; die Kunst- und Buchläden machen uns wie mit jeder neuesten Erscheinung, so mit manchem nie gesehenen Prachtwerk bekannt, und wenn wir uns an Kupfer- und Stahlstichen müde gesehen haben, ersucht uns ein Gemäldecabinet in den höflichsten Ausdrücken, einzutreten, wenn wir auch nichts zu kaufen beabsichtigen sollten.

Bei der neuerdings berühmt gewordenen Constabler-Wache treten wir jetzt durch die längst weggebrochene Bornheimerpforte in die volkreiche Fahrgasse, die uns aber, wunderbarlich genug, nicht nach dem Fahrthor, sondern gleich nach der Mainbrücke führt. Indem wir diese betreten und von dort zurückblicken, strahlt uns zunächst die schöne Häuserreihe entgegen, welche den Kai bis zum Obermainthor ziert und oben mit der städtischen Bibliothek schließt, einem Gebäude, das, wie die Anstalt selbst, schwerlich reicher ausgestattet wäre, wenn es ein Fürst gegründet hätte. Diese Straße heißt die schöne Aussicht, weil sie ihren Bewohnern eine solche nach dem Odenwald und ins Obermainthal gewährt, vielleicht auch weil mit ihr der Anfang gemacht wurde, der Stadt nach dem Main hin ein moderneres Ansehen zu geben. Die Mitte der Flußseite nehmen noch ältere Gebäude ein, worunter sich der Saalhof, das Fahrthor mit dem Rententhurm und die Leonhardskirche befinden. Hinter dem Freihafen folgen dann wieder moderne, zum Theil palastähnliche Gebäude, ja der Kai des Untermainthores hat vor dem untern den Vorzug der Asphaltpflasterung, die sich sehr reinlich ausnimmt und auch den Füßen wohlthut. Wir gedenkt noch wohl, wie die schöne Aussicht erst in der Anlage begriffen war und wie sie in spätern Jahren, da sie bereits ausgebaut stand, gegen die untere, gar schwarz und düster drein schauende Hälfte gewaltig abstach. Damals überließ sich noch Niemand der Hoffnung, daß dieß Mißverhältniß je auszugleichen sei. Jetzt muß man schon fürchten, daß die Bau- und Verschönerungslust zu weit greifen und auch die genannten Gebäude des mittlern Theils weggreifen werde, deren historisches, auch wohl architektonisches Interesse durch Gebäude moderner Stils, wären sie noch so prächtig, doch nicht ersetzt werden kann.

Wie wir die Mainseite der Stadt verjüngt finden, so hat sie sich auch nach allen übrigen Richtungen hin gehäutet und das Mittelalter abgestreift. Die Mauern sind geschleift, die Thürme nicht geschont, die Wälle abgetragen und in die Gräben niedergezogen. Die Stelle dieser Festungswerke nehmen jetzt geschmackvolle Gartenanlagen und anmuthige Spaziergänge ein. In dieser neuen Schöpfung hat dem Urheber derselben, dem Senator Guiolett, die Dankbarkeit der Frankfurter ein schönes Denkmal gewidmet. Der städtischen Pflanzung schließen sich zahlreiche Lustgärten und Villen reicher Privaten an, unter welchen wir nur die Bethmannsche Anlage erwähnen wollen, die sich in die öffentliche zu verlieren scheint und wenigstens den Fremden nicht verschlossen ist. Die Zahl der Landhäuser wächst von Jahr zu Jahr, die schönsten findet man an beiden

Mainufern, längs der Bockenheimer Straße und auf den Höhen des Röder- und Mühlberges. Auch im Innern schafft die Baulust Düstere in Heiteres um und der Verschönerungstrieb wagt sich sogar schon an die schmutzigen Hallen und Buden des Marktes und des sogenannten Pfarreisens. Allerdings war es zu wünschen, daß auch dieser Mittelpunkt des städtischen und bürgerlichen Verkehrs gesäubert und mit den glänzenden Außenseiten der übrigen Stadttheile einigermaßen in Einklang gebracht würde.

Dem Range, welchen Frankfurt unter den deutschen Städten einnimmt, scheint uns die Sorgfalt, welche es auf sein Aeußeres verwendet, wohl angemessen. Als Handelsstadt ist Frankfurt nur die zweite Deutschlands, denn Hamburg, an der Brust des deutschen Meeres gelegen, duldet keine Nebenbuhlerin. Aber Frankfurt hat noch andere Quellen des Wohlstandes als den Handel. Wir haben gesehen, welche Menge von Reisenden seine glückliche Lage ihm zuführt. Für die Reichstage, die Königswahlen und Krönungen, welchen es im Mittelalter und bis in das laufende Jahrhundert einen Theil seiner Blüthe verdankte, entschädigen es jetzt Nationalversammlungen und vielleicht bald wieder Bundesßitzungen, und der Aufwand so vieler Gesandten, eines so beträchtlichen Personals, ist gewiß nicht ganz gering anzuschlagen. Alles zusammengenommen dürfte Frankfurt wohl für die reichste Stadt Deutschlands gelten, obgleich wir gern gestehen, hierüber kein Urtheil zu haben. Weniger wird es jetzt als früher befremden, wenn wir Frankfurt die Hauptstadt Deutschlands nennen und doch begegnen wir hier vielleicht noch einigem Widerspruch. In dem Sinne, wie Paris und London Hauptstädte ihrer Länder sind, werden die Deutschen freilich nie eine Hauptstadt haben. Unter den Karolingern war Frankfurt bekanntlich Residenz und hierdurch zugleich Hauptstadt des mit Deutschland fast identischen östlichen Frankenreichs, und seine Eigenschaft als Wahlstadt, die freilich erst ziemlich spät zu ausgesprochener Anerkennung gelangte, konnte sich nur aus der noch immer fortwirkenden Ansicht, daß es die Hauptstadt des Reichs sei, hervorbilden. Da nach den Erschütterungen der letzten Jahre Deutschland hoffentlich ein neues, und ein gesunderes Leben beginnt, dürfen wir die Stadt abermals sein Haupt nennen, welche den Mittelpunkt seiner Einheit wieder ausmachen wird, wenn seine alten, wohlbegründeten Ansprüche nicht völlig verkannt werden.

Von Frankfurt, als seiner Hauptstadt, hat Deutschland keine Art von geistigem Despotismus zu fürchten. Nicht als ob es nicht Geist genug hätte, um ihn zu üben, oder als ob es seinen Bewohnern am Besten gebrähe; die Frankfurter sind vielmehr ein sehr geistreicher Menschenschlag und selbst in den untern Classen findet man fast durchgängig belebte, wohlbegabte Gesichter. Ich hatte auf die bewegten Züge der Frankfurter, den schnellen Wechsel von Empfindungen, den ihr Mienenspiel ausdrückt, so oft mir dazu die Gelegenheit ward, ein achtames Auge und immer fand ich dabei Unterhaltung und Ergözung, während man vielen norddeutschen Gesichtern gegenüber sich nicht leicht

der Langeweile erwehrt. Mein Freund, der Maler S., dem ich diese Bemerkung mittheilte, bestätigte sie und zeigte mir Köpfe gemeiner Frankfurter und Sachsenhausener, die er schon lange in seiner Mappe liegen hatte. Es waren gar stattliche Personagen darunter. Ich rieth ihm, einige derselben in gute Kleider zu stecken und mit Sternen und Ordenskreuzen zu behängen. Er that es, schrieb die Namen bekannter deutscher Staatsmänner darunter und jeder, der sie sah, sagte betroffen: Ich hätte nicht gedacht, daß dieser Mann eine so bedeutende Physiognomie hätte. Warum ich aber nicht glaube, daß Frankfurt, wenn es als deutsche Hauptstadt der Mittelpunkt deutschen Lebens wäre, einen geistigen Despotismus üben würde? Weil der von dort ausgehende Geist gewiß keine grelle provincielle Färbung haben, vielmehr alle landschaftlichen Schroffheiten und Härten, die zuletzt doch nur Beschränktheiten sind, vermitteln und versöhnen und so die Gegensätze des südlichen und nördlichen, westlichen und östlichen Deutschlands aufheben würde.

Warum trägt dieser Abschnitt die Ueberschrift Teutschenburg? Man erinnert sich aus dem Artikel Mainz, welchen Unterschied wir zwischen Sage und bloßer Fabel machen. Erstere hat echten historischen Gehalt, während letztere, als müßige Erfindung selten ein Körnlein Wahrheit verbirgt. Wenn z. B. Frankfurt das römische Artaunum gewesen sein, oder Helenopolis heißen haben soll, weil es entweder der trojanische Helenus, oder jene Kreuzerfinderin, die Mutter Constantins, von der am Rhein so viel gefabelt wird, erbaut habe, so ist daraus schwerlich etwas zu lernen. Wenn ferner die Fabel berichtet, Frankfurt habe einst Teutoburgum oder Teutschenburg heißen, so ist dieß um nichts besser; vielleicht steckt aber auch die Vorstellung dahinter, daß diese Stadt ein den Deutschen vorzüglich wichtiger Ort, eine Hauptstadt der Deutschen sei.

Sagen von Frankfurt.

Die wichtigste Frankfurter Sage ist die von seiner Gründung; von ihr sprechen wir zuletzt, um ihr die Geschichte gegenüber zu stellen. Eine andere in Frankfurt spielende Ueberlieferung: „Der Schelm von Bergen,“ habe ich in meinen Rheinsagen mitgetheilt. Daß ein Scharfrichter zum Ritter geschlagen worden, weil er die Kühnheit gehabt, unerkannt mit der Königin zu tanzen, die entehrt geblieben wäre, wenn der Ritterschlag den Schelm nicht ehrlich gemacht hätte, läßt sich nach den Begriffen der spätern Zeit, wohl hören. Ein Scelmo de Bergen kommt aber schon in einer Urkunde von 1194 vor. Nun hat von Richard nachgewiesen, daß die Vollziehung des peinlichen Strafurtheils vor Einführung des römischen Rechts, wo sie besonders dazu bestellten Nachrichtern übertragen ward, in Frankfurt den Verlust der bürgerlichen Ehre nicht nach sich zog, und bis zum Jahre 1219 der Vogt, welcher

den Blutbann hatte, die Vollziehung der Todesurtheile Stellvertretern übertrug, die sehr wohl alten edeln Geschlechtern angehören konnten. Die Sage ruht also auf modernen Begriffen und jene Begebenheit kann den Ursprung der Schelme von Bergen nicht erläutern; vielleicht enthält sie aber ein Zeugniß, daß diese Edeln einst als Stellvertreter des Vogts mit Vollziehung der peinlichen Urtheile beliehen waren.

Eine andere Sage knüpft sich an den Eschenheimer Thurm, den einzigen der alten Stadthürme, der nicht niedergerissen und durch Barrieren ersetzt worden ist. Es ist ein fünfspitziger Thurm, wie sie am Mittelrhein so häufig, besonders an Kirchen, vorkommen. Vier kleine Thürme sitzen wie die Kindlein an der Tulpenzwiebel an dem größern Hauptthurme fest. Letztern zielt eine Wetterfahne, in welcher die Zahl Neun, oder wie die Frankfurter sagen, ein Neuner, ersichtlich ist. Das Weitere in der Sprache der Götter:

Hans Winkelfee, der Wildddieb, im Eschenheimer Thurm
Spricht zu der Wetterfahne, da sie bewegt der Sturm:
„Nun hast du neun Nächte mir den Schlaf geraubt
Mit deinem Drehn und Wirbeln immer über meinem Haupt.“

„Für das Bißchen Schießen ist die Qual zu lang,
Und am Ende lautet's wohl gar auf den Strang.
Pfui, das leidige Zappeln ist ein schlechter Scherz,
Ich gönne es keinem Thiere, ich treffe es mitten ins Herz.“

„Sie wissen nicht in Frankfurt, wie der Hängel schießt,
Daß man zum Gefindel in den Thurm ihn schließt:
Würd ich heute ledig, ich ließe sie aus Gunst
Wohl eine Probe schauen meiner edeln Schützenkunst.“

„Ich weiß schon, wie ichs machte: in schlafloser Nacht
Bei ewgem Fahnenschwirren hab ichs ausgedacht.
Ja, in diese Fahne, zum Gedächtniß meiner Pein,
Mit neun Kugeln schöß ich den schönsten Neuner hinein.“

Das hört der Kerkermeister und bringt es vor den Rath.
Der Schultheiß spricht: Die Schützen, was nützen die dem Staat?
Er hat so viel geschossen! er ist wohl hängenswerth;
Jedennoch soll es gelten, wenn er die Rede bewährt.

Die Schöffen, Rath und Bürger lassen es geschehn.
„Und ist es denn beschlossen, so mag es gleich ergehn:
Bringt ihm seine Büchse und sagt ihm ohne Hehl,
Unfehlbar muß er hängen, geh eine Kugel nur fehl.“

Der Hängel nimmt die Büchse und küßt sie auf den Mund:
„Nun thu mir heute wieder die alte Treue kund.
Neun Tage nichts geschossen! so schieß nun eine Neun;
Ich hoff es wett zu machen, es soll dich nimmer gereun.“

Hier standen Die des Rathes, und welch ein Menschenpiel!
 Er richtet seine Büchse und äugelt nach dem Ziel.
 Ein Schuß, ein Schuß! Getroffen, und an den rechten Ort:
 Seht ihr das runde Löchlein in der Wetterfahne dort?

Gieb Acht, da schießt er wieder! und auch nicht abgebligt!
 Ich seh ein zweites Löchlein, das bei dem ersten sitzt.
 Ein drittes jezt, ein viertes! der Hänsel blidt so frech:
 Mit neun Kugeln schießt er den schönsten Renner ins Blech.

Die Menge jauchzt, die Rätthe flüstern unter sich. —
 „Hans Winkelsee, wir wissen ein schönes Glück für dich:
 Uns fehlt ein Schützenhauptmann: willst du der sein, so sag's;
 Du solltest dich nicht weigern, es gereut dich eines Tags. —

„Stadtschützenhauptmann begehrt ich nicht zu sein:
 Ich geh mit meiner Büchse durch den Wald allein.
 Auf den Dächern flirren die Wimpel mir zu sehr;
 Ade, hier war der Hänsel, her kommt der Hänsel nicht mehr.“

Ein wenig verbreitetes, bisher ungedrucktes Volkslied hat eine dritte Frankfurter Sage erhalten, die in Frankfurt jezt ohne Zweifel so unbekannt ist, als das Lied. Es wurde ganz in meiner Nähe, in Poppelsdorf bei Bonn, aus dem Munde einer liederkundigen Frau von Studierenden aufgeschrieben. Unter diesen befand sich merkwürdiger Weise ein Frankfurter, der Sohn des schon erwähnten Bürgermeisters Thomas. Ich hab es in meinen Rheinsagen und jezt auch in den Volksliedern mit diplomatischer Treue abdrucken lassen; hier gebe ich nur Anfang und Schluß:

Zu Frankfurt an der Brücke,
 Da zapfen sie Wein und Bier,
 Da haben sie ein Mädchen betrogen,
 Betrogen um ihre Ehr.

Der Vater kam auf dem Plage (?)
 Die Tochter wurde geköpft,
 Die Weismutter wurde geradbrecht
 Zu Frankfurt am hohen Gericht.

Die steinerne Brücke, an welcher diese Begebenheit spielt, wird jezt nicht mehr durch das Schandgemälde gegen die Juden entstellt, für dessen Wegschaffung diese einst große Summen geboten haben sollen. Vergebens sucht man auch nach der Hand, durch welche ein Beil gieng mit der Unterschrift:

Wer dieser Brücke Freiheit bricht,
 Dem wird sein' freyle Hand gerich't.

Die Freiheit der Brücke bestand nämlich darin, daß Keiner den Andern schlagen durfte; doch hatte er die Hand nur daran verwickelt, wenn er ihn blutig schlug. Noch immer steht aber auf seiner Eisenstange der goldene Hahn, von welchem Grimm aus mündlicher Ueberlieferung Folgendes erzählt: „In der Mitte der Sachsenhäuser Brücke sind 2 Bogen oben zum Theil nur mit Holz zugelegt, damit dieß in Kriegszeiten weggenommen und die Verbindung leicht, ohne etwas zu sprengen, gehemmt werden kann. Davon giebt es folgende

Sage: Der Baumeister hatte sich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer bestimmten Zeit zu vollenden. Als diese herannahte, sah er, daß es unmöglich war, und wie nur noch 2 Tage übrig waren, rief er in der Angst den Teufel an und bat um seinen Beistand. Der Teufel erschien und erbot sich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu bauen, wenn ihm der Baumeister dafür das erste lebendige Wesen, das darüber gieng, überliefern wollte. Der Vertrag wurde geschlossen, und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menschenauge in der Finsterniß sehen konnte wie es zugienge, die Brücke ganz richtig fertig. Als nun der erste Morgen anbrach, kam der Baumeister und trieb einen Hahn über die Brücke vor sich her und überlieferte ihn dem Teufel. Dieser aber hatte eine menschliche Seele gewollt, und wie er sich betrogen sah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die 2 Böcher entstanden sind, die bis auf den heutigen Tag nicht können zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zusammenfällt, was Tags daran gearbeitet ist. Ein goldener Hahn auf einer Eisenstange steht aber noch jetzt zum Wahrzeichen auf der Brücke."

Besser als an diesen Sagen erbauen sich vielleicht unsere Leser an folgender Anekdote von dem beliebten Comiker Lur, der noch in Frankfurt im besten Andenken steht und in der kurzen Blüthezeit der deutschen Bühne das größte Licht des dortigen Theaters war. Steinweg heißt bekanntlich die Straße, welche von der Hauptwache am Paradeplatz nach dem Schauspielhause führt. Neben dem Gasthaus zum Weidenbusch, dem zum Schwanen gegenüber, liegt das Haus zum alten Schwaben, damals eine Weinschenke, in welcher sich die Freunde des Theaters und der Lebenslust zusammenfanden, und auch Lur seine Abende und einen Theil der Nächte zu verbringen pflegte. Er ließ es sich wohl sein, hatte aber nicht die Gewohnheit, seine Zechen zu bezahlen. Der Wirth that, als bemerkte er es nicht, fuhr mit höflicher aufmerksamer Bedienung fort, unterließ aber nicht, in der Stille fleißig zu buchen. Dieß hatte er schon Jahre lang fortgesetzt, als er eines Tages die Gelegenheit wahrnahm, dem einsamen Gast die Bücher aufzulegen, damit er sich mit eigenen Augen von dem nicht unbedeutenden Betrage seines Guthabens überzeuge. Er that dieß mit aller Achtung und Schonung für das Bartgefühl des trefflichen Mannes, ja er erklärte sich bereit, die Hälfte der Schuld zu streichen; und auch mit der andern Hälfte wolle er ihn nicht drängen, sondern ihm volle Zeit lassen, sie terminweise nach Bequemlichkeit abzutragen. Großen Dank, Herr Wirth, versetzte Lur trocken, für Ihre Freigebigkeit. Sie streichen die eine Hälfte meiner Schuld und machen mich dadurch zu Ihrem beständigen Schuldner. Um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihre Großmuth zu schätzen weiß, streiche ich hiermit die andere Hälfte. Nun sind wir quitt und haben weiter nichts mehr mit einander zu theilen. Leben Sie wohl und lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Ade! Hiermit hatte er Stock und Hut genommen und war, ehe Jener sich fassen konnte, zur Thür hinaus. Von Stund an mied er das Haus, und

die Abendgäste ebenfalls, denn es schmeckte ihnen nicht, wenn der Lux mit seinem gesunden Humor nicht Trank und Speise würzte. Als der Wirth die leeren Tische sah, froh er zu Kreuz, veranstaltete ein großes Versöhnungsfest, lud den Lux in Person dazu ein und war nur froh, wenn er ihm freie Zehrung gestatten durfte.

Frankfurts Gründung.

Einer unserer Quellschriftsteller, Thietmar von Merseburg, erzählt den Ursprung Frankfurts in folgender Weise: „Als Kaiser Karl der Große, der Sohn Pipins, herrschte, war ein Krieg zwischen ihm und unsern Vorfahren, den Sachsen, in welchem die Franken von den Unsrigen besiegt wurden. Wie sie nun an den Fluß kamen, welcher Main genannt wird, und genöthigt waren, ohne irgend eine Kenntniß von der Furt zu haben, über denselben zu setzen, so erblickten sie eine Hirschkuh, die ihnen vorangiang, und ihnen nach göttlicher Barmherzigkeit gleichsam den Weg zeigte. Sie folgten ihr und erreichten glücklich das, sie sichernde, jenseitige Ufer. Hiernach ward der Ort Frankfurt genannt. Als der Kaiser sich in jenem Feldzuge überwunden erklärte, redete er seine Krieger folgendermaßen an: „Es ist mir lieber, den Vorwurf von den Völkern zu hören, ich sei hier geflohen, als daß sie sagen, ich sei hier gefallen, denn so-lange ich lebe, lebt auch noch der Rächer meiner Ehre.“ Hiermit stimmen Otto von Freisingen, welcher den Namen der Stadt ausdrücklich mit *Vadium Francorum* (Furt der Franken) übersetzt, Günther im Ligurinus und Werner Rolewink. Letzterer bezieht auch den Namen Sachsenhausens auf diesen Vorfall.

Die Geschichtschreiber jener Zeit hatten keine Ahnung von historischer Kritik und wußten Geschichte und Sage so wenig zu unterscheiden als die meisten heutigen Gelehrten, *Exempla sunt odiosa*. Sie würden sonst, wenn sie auch der epische Zug mit der Hirschkuh, welche die Furt durchwatet, nicht schon stugig gemacht hätte, wenigstens den Umstand bedenklich gefunden haben, daß die Sachsen auf der Südseite des Maines stehen, wo doch eher Schwaben- als Sachsenland zu suchen ist. Freilich lag dort Sachsenhausen, ein Umstand, der die Glaubwürdigkeit der Erzählung zu verbürgen schien. Daß Karl der Große vor den Sachsen geflohen sei, mochte die Annalisten oder ihre Gewährsmänner selber auffallend dünken: sie erfanden deshalb jene Ausrede Karls, es sei besser geflohen, als umgekommen.

Die Erzählung der Chronisten ist ein schlagendes Beispiel, wie wunderbar sich im Munde des Volks Wahres und Falsches, Geschehenes und Erdichtetes zu verschmelzen pflegt, und wie reich an historischem Gehalt eine Sage immer noch sein kann, wenn sie auch einer einzelnen Abweichung von der Geschichte überführt worden ist. Die Warnung, das Kind nicht mit dem Bade zu verschütten, ist daher bei der Sagenkritik sehr an ihrem Ort. Von den

gerügten, schon an sich unwahrscheinlichen, Nebenumständen abgesehen, enthält Thietmars Erzählung die reine Wahrheit. Allerdings knüpft sich Frankfurts erstes Erblühen an Karl den Großen und seine Sachsenkriege und die Furt durch den Main, welche durch dieselben Wichtigkeit erlangte, gab dem Ort, wie es die Sage andeutet, den Namen. Auch Sachsenhausen verdankt den seinigen, so wie den Ursprung, Karl dem Großen, denn er war es bekanntlich, welcher die besiegten Sachsen mit Weib und Kind von den Ufern der Elbe wegführte, und ihnen an verschiedenen Orten des Reichs, unter andern wohl auch hier, neue Wohnsitz anwies.

Das breitere Rheinthäl, welches wir von Basel abwärts bis an den Main durchwandert haben, endigt bei diesem Flusse, indem sich jenseits desselben das Taunusgebirge bis an den Rhein vorschiebt. Die große Heerstraße, welche jenes breitere Rheinthäl durchzieht, indem sie sich dem Gebirge näher hält und zuletzt auch ausdrücklich den Namen der Bergstraße führt, erreicht, wenn sie bis an den Main fortgeführt wird, diesen Fluß da, wo jetzt Sachsenhausen liegt. Dieser Umstand, der noch heute Frankfurts vortheilhafte Lage bedingt, gab durch sein glückliches Zusammentreffen mit einem andern zum Entstehen der Stadt Veranlassung. Gerade da, wo die Bergstraße in den Main auslief, befand sich eine seichte Stelle im Flusse, die im Sommer durchritten und durchfahren und doch stets mit Rähnen überschifft werden konnte. Seit den Kriegen der Franken mit den Alamannen, die mit der Unterwerfung Letzterer endigten, mußte die Furt beim Uebergang der Heerschaaren über den Fluß große Wichtigkeit erlangen. Die den Alamannen abgewonnene Gegend von der Lahn bis gegen Badenbaden hin, und vom Rhein bis gegen den Ursprung des Mains, ward Tafelprovinz der fränkischen Könige, welche sie von ihren Meierhöfen aus bebauen ließen. Dieses Land schied der Main in zwei Hälften, welche die Frankenfurt, wenn sie damals schon bekannt und so benannt war, verband. Dieß ist jedoch urkundlich so wenig zu erweisen, als daß schon unter den Merovingen ein königlicher Meierhof an dieser Stelle gestanden habe.

Durch die Sachsenkriege erlangte die Frankenfurt eine neue und höhere Bedeutung. Karl der Große pflegte sein Heer in Worms oder einer andern Stadt des südlichen und oberrheinischen Deutschlands zu versammeln und von hier aus über die Frankenfurt durch die Wetterau und das jetzige Hessen nach Sachsen zu führen. Ward er so als Feldherr auf die Bedeutung der Frankenfurt aufmerksam gemacht, so mußte sie auch dem Jäger anziehend scheinen. „Wilber,“ sagt v. Eichard, „war hier die Gegend als in dem unzugänglichen Spechtshart, der Jagdgenuß nicht minder befriedigend, denn der Dreieichshain begrenzte das (linke) Ufer des Flusses, die größere Nähe des Rheins und der blühenden Moguntia erleichterte jede Zufuhr, und die Furt veranlaßte den Sammelplatz der Truppen.“ Vermuthlich, denn ausdrücklich wird es nirgend berichtet, baute also Karl der Große ein kleines Palatium oder Jagdschloß an

der Frankenfurt. Vorausgesetzt wird das Dasein desselben bei der ersten urkundlichen Erwähnung des Namens der Stadt im Jahr 794, wo Karl hier die Ostern feierte und im Juni „in loco celebri qui dicitur Franconofurd“ die dritte Synode und ein Reichsconvent hielt, in welchem die Ketzerei einiger spanischen Bischöfe verdammt und dem reuigen Tassilo von Baiern verziehen wurde. Im Sommer dieses Jahres ließ Karl je den dritten Mann aus Sachsen abführen. Die Gründung Sachsenhausens fällt also in dasselbe Jahr, wo Frankfurts zuerst gedacht wird, wenn nicht 10 Jahre später, wo Karl alle Sachsen, welche jenseits der Elbe und in dem Gau Wihmuodi wohnten, mit Frauen und Kindern nach Franken versetzte. Bis Karl im August des Jahres 794 den Feldzug gegen die Sachsen antrat, hatte er sich in Frankfurt aufgehalten, wo ihm auch seine Gemahlin Fastrada starb. Die Sage deutet an, er habe seitdem die Gegenden des Mittelrheins gemieden und sich lieber zu Achen aufgehalten. Dennoch finden wir noch einigemal in Frankfurt, und im J. 802 — 3 brachte er den größten Theil des Winters hier zu. Sein Sohn, Ludwig der Fromme, scheint sich die meiste Zeit hier aufgehalten zu haben, 822 baute er ein neues größeres Palatium, in welchem er schon im folgenden Jahre eine große Reichsversammlung der austrasischen Franken, Sachsen und angrenzenden wendischen Völkerstämme hielt. In demselben Jahre ward ihm auch sein Sohn Karl in dem neuen Palaste geboren. Unter Ludwig dem Deutschen ward das junge Frankfurt schon Hauptsitz von Ostfranken (*principalis sedes orientalis regni*), welches hier im weitern Sinne zu nehmen ist und also Baiern, Schwaben, Thüringen und Sachsen mitbegriff, jenseits des Rheins aber nur das Speiergau und das Wormsfeld. Da auch nach Osten hin das Reich nicht soweit reichte als später, wo die Marken hinzukamen, so war Ludwigs Residenz passend gewählt, denn sie lag nach allen Richtungen just in der Mitte seiner Staaten. Unter Ludwigs nächsten Nachfolgern ward Frankfurts Ehre nicht gentedert, ja ein Samen Korn neuer Würde für es ausgestreut, wenn wirklich, wie es jetzt fast gewiß ist, Kaiser Arnulfs Wahl hier von den Fürsten vorgenommen ward. Als dieß Samen Korn aufgieng, entschädigte es Frankfurt für den Stoß, dem ihm derselbe Arnulf versetzte, indem er seinen Aufenthalt nach Regensburg verlegte. Auch die sächsischen Könige und die ihnen folgenden Salier wohnten nicht mehr in Frankfurt, und besuchten nur selten seinen Palast. Unter den Hohenstaufen erblühte ihm wieder eine bessere Zeit und seine Eigenschaft als Wahlstadt gelangte durch wiederholte Vorgänge allmählich zu nöthigender Anerkennung.

Der Saal.

Die feuchte Stelle im Main, welche der Stadt den Ursprung gab, ist noch jetzt vorhanden. Sie befindet sich vor dem Fahrthore, welches von der Fähre

den Namen hat, die gewiß schon frühe bei der Furt angelegt wurde, da nicht ein Jeder geschickt, noch in der Lage war, sie zu durchreiten.

Das Palatium Karls des Großen, welches wohl nicht hauptsächlich der Jagd wegen erbaut wurde, weil sonst das jenseitige Ufer gewählt worden wäre, lag dicht am Strome, an der Stelle, welche jetzt die Leonhardskirche einnimmt. Es wird nicht sehr geräumig gewesen sein, weil schon sein Sohn ein größeres zu erbauen sich veranlaßt sah. Als Kaiser Friedrich II. den Platz, wo es gestanden hatte, der Bürgerschaft schenkte, um daselbst eine Capelle zu erbauen, waren die schon früh in Verfall gerathenen Gebäude gänzlich verschwunden, woraus sich die Annahme widerlegt, daß der mittägliche Thurm mit dem sonderbaren steinernen Kreuz und den kleinen, durch Säulchen getheilten Fenstern noch von Karls Palatium herühre. Die anfänglich der heil. Jungfrau und dem Ritter St. Georg geweihte Capelle ward hernach in ein Collegiatstift verwandelt und, als sie den Arm des heil. Leonhard erwarb, nach diesem genannt. Reisenden Maurern ward sonst ein künstlich hängendes Gewölbe in der Capelle zur Linken als eine Merkwürdigkeit gezeigt. Allgemeiner Beachtung verdient der Reichsadler, mit welchem Ludwig der Baier die Spitze des nördlichen Kirchthurms verzieren ließ, weil das Stift dem päpstlichen Bannfluch um seinetwillen getrogt hatte.

Das neue Palatium Ludwigs des Frommen, auch der Saal genannt, lag gleich neben dem Fahrthor in der von ihm benannten Saalgasse. Auch von ihm ist heutzutage nichts mehr übrig, denn auch die Capelle im Saalhof, der jetzt an der Stelle steht, wird dem ersten Bau Ludwigs schwerlich angehört haben, sollte sie auch bis in die karolingische Zeit hinaufreichen.

Ludwig hätte seines Vaters Palast erweitern und einen Neubau vermeiden können; weil aber jener Ueberschwemmungen ausgesetzt war, so zog er es vor, an einer höher gelegenen Stelle des Ufers einen neuen ausgedehntern Bau zu unternehmen. Dieser war von der spätern Stadt durch keine Mauer geschieden, sondern bildete ein Ganzes mit ihr und ward in die spätern Ringmauern mit eingeschlossen. Unter Richard von Cornwallis erwarben die Bürger das ausdrückliche Versprechen, daß der kaiserliche Palast nie besetzt werden solle. Eine besetzte Burg würde Burgmänner aus dem umwohnenden Adel erhalten, und die Stadt einem Dynasten unterworfen haben.

Die Hauptfronte des Palastes, welche die Wohnzimmer des Kaisers enthielt, war gegen den Fluß gekehrt. Auf der nördlichen Seite befand sich ein beträchtlicher Vorplatz, von dem der jetzige Römerberg ein Ueberbleibsel ist. Gegen Osten lagen Nebengebäude und die Capelle, gegen Westen ein Bogen gang, der bei übelm Wetter zu Vereinigungen diente. Der Saalhof (des Reichs Sal, auch das höchste königliche Palatium genannt) wurde der Lieblingsaufenthalt der Karolinger. Ludwig der Deutsche und seine Gemma starben darin. Durch ihn wurde Frankfurt weltliche Hauptstadt (metropolis civilis), wie das benachbarte Mainz metropolis ecclesiastica des ostfränkischen Reichs

war. Die sächsischen Könige besuchten ihn noch oft, seltener die rheinfränkischen, häufiger wieder die Hohenstaufen, ja der römische König Heinrich, Friedrichs II. Sohn, bewohnte ihn 10 Jahre lang. Von da an bis zu seinem gänzlichen Verfall hatte nur der kaiserliche Schultzeiß seine Wohnung darin.

Wie Frankfurts erstes Entstehen sich an den Saalhof knüpfte, so blieben auch seine spätern Schicksale genau mit ihm verbunden. In der ältesten Zeit gab es nur dreierlei Bewohner der Stadt. Die angesehenste Classe bildeten die Ministerialen, Beamte, welche den persönlichen Dienst des Königs, wenn er in den Palast einkehrte, versahen, den Hoffesten bewohnten, die Gefälle des Palastes und der Villa verwalteten und über die Untergeordneten Gericht hielten. Die Masse der Einwohner waren hofhörige Handwerker und Gewerbetreibende, aus denen späterhin die zünftigen Bürger hervorgiengen. In der Mitte standen wenige ansässige Freie, welche Freihuben in der Feldmark besaßen und sich nicht in des Königs Dienst begeben hatten. Zu diesen kamen hernach die unter dem Namen der Königsleute begriffenen Freien, welche vom Lande in die Stadt ziehend sich dem Hofrecht unterwarfen, um des Königschutzes theilhaftig zu werden. „Handel, das Wechseln der Münzen, Kunstfleiß, die Bearbeitung der edeln Metalle, viele über die gewöhnliche Arbeit sich erhebende, später erst in Zünfte beschränkte Beschäftigungen, Anbau der Feldmark der Stadt durch Knechte, Garten- und Weinbau, waren die Quellen ihres Erwerbes und Wohlstandes.“ Sie hatten anfänglich mit Ausnahme der Besitzer von Freihuben nur nugbares Eigenthum, das aber bald gegen Zahlung der Reichssteuer in volles übergieng. Von nun an bildete die Masse der Grundeigenthümer, zu welchen auch die Ministerialen wegen ihrer Besitzungen gehörten, die eigentliche Gemeinde, während die hörigen Zunftgenossen noch lange davon ausgeschlossen blieben. Nur die Geschlechter, aus welchen jene mittlere Classe bestand, rechnete man zur Bürgerschaft.

Die Karolinger hatten den Palast Frankfurt sehr reich dotiert. Weit umher auf beiden Mainufern war fast alles Land königliches Eigenthum, dessen Ertrag zur Unterhaltung des Palastes, zur Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, gelegentlich auch wohl zu den Bedürfnissen des anwesenden Hofes verwendet werden sollte. Da aber die Ministerialen, welche diese Einkünfte verwalteten, selbst mit ihrer Besoldung darauf angewiesen waren, so wurden sie bald von ihnen verschlungen. Die Könige, welche nur selten anwesend waren, kannten den Werth der Besitzungen nicht, die sie nach und nach theils sich entfremden ließen, theils durch Geldnoth gedrängt mit grenzenloser Verschwendung verschleuderten. Einiges ward den Ministerialen als Lehen zugetheilt, Anderes durch Verjährung aus nugbarem in wirkliches Eigenthum verwandelt, Manches der Geistlichkeit zu frommen Zwecken überwiesen, Vieles gegen geringe Darlehen verpfändet, das Meiste ohne Zweifel veruntreut. „Die deutschen Könige erschienen immer geldbedürftiger und geneigter, die Fiscaleinkünfte für den augenblicklichen, selbst geringen Vortheil hinzugeben. Von der

Thronbesteigung Königs Rudolf von Habsburg an war das Verpfänden der Reichseinkünfte und die Erhöhung solcher Pfandschaften, wodurch zuletzt ihre Wiedereinlösung unmöglich ward, an der Tagesordnung, und liefert den Stoff zu einem bedeutenden Theil der in diesem Zeitraum ausgefertigten königlichen Urkunden. Schon in der Mitte des 15ten Jahrhunderts blieb beinahe nichts mehr zu verpfänden übrig. So sank die Nationalstärke mit der Macht des Regenten dahin und es entstand der Krieg Aller gegen Alle, jene ewigen Fehden, die früher in Deutschland, wenigstens in solchem Grade unbekannt, alle Kraft des Landes aufzehrten und zuletzt die alten Grenzen des Reichs zur Beute den Nachbarn hingaben. — Die völlige Zersplitterung aller zu dem Palaste gehörigen Einkünfte brachte als nächste Folge hervor, daß dieser Palast nicht mehr in baulichem Stande erhalten werden konnte und verfiel."

Da die Mittel fehlten, den verfallenen Palast wiederherzustellen, so ward auch er verpfändet, und zwar an einen Dynasten der Umgegend, Gerhard von Bruberg. Schon früher hatte die seltene Anwesenheit der Könige und die Unmöglichkeit, von der Reichsdienstmannschaft weitere Vortheile zu ziehen, den ersten Stand der Einwohnerschaft, die Ministerialen, der städtischen Gemeinde entfremdet. Nach der Verpfändung des Palastes verschwanden sie völlig. Während sie ihre befestigten Landsitze in der Nachbarschaft bezogen, kamen ihre Höfe in der Stadt größtentheils in den Besitz des zweiten Standes der Bürger, der sich jetzt zum ersten erhoben sah.

Glücklicherweise war die Stadt selbst durch ein von König Wilhelm ertheiltes Privilegium vor jeder Veräußerung gesichert. Allein schon die Verpfändung des Palastes an einen Dynasten bedrohte sie mit Unfreiheit, zumal da durch die Auswanderung der Ministerialen die alte königliche Stadtverfassung, welche der Unmaßung kräftigen Widerstand leisten konnte, theilweise zerstört und noch keine neue vorhanden war. „Doch die Kraft, welche die angesehensten Bürger, die alten Geschlechter der Gemeinde, als Führer derselben entfalteten, sammelte alle Hoheitsrechte, welche die Königskrone vergeudet hatte, unter der Mauerkrone der städtischen Herrschaft und leitete den emporstrebenden Freistaat einer beglückenden Zukunft entgegen."

Der erste Schritt zur Gründung der reichsstädtischen Selbständigkeit Frankfurts war die Erwerbung der Befugniß, die veräußerten königlichen Rechte wieder einzulösen. König Ludwig der Baier, der Freund und Wohltäter Frankfurts, ertheilte der Gemeinde Geheiß und Vollmacht, in seinem und des Reichs Namen alle Güter und Gülden in und bei Frankfurt, die von ihm oder seinen Vorfahren verpfändet oder widerkäuflich verkauft worden, es sei Wage, Zoll, Zuden, Ungeld, Bornheimer Gericht, Schultheissenamt, oder was es sei, einzulösen und bis zur Wiedererstattung durch das Reich zu behalten. Diesen wichtigsten ihrer Gnadenbriefe erwarb der Stadt, nebst vielen andern, einer der reichsten und angesehensten Bürger, Jacob Knoblauch, der bei Ludwig dem Baier in genauen Verhältnissen persönlichen

Wohlwollens stand. Er that noch mehr, er löste selber die Ruine des Saals von den Pfandinhabern ein, ließ sie sich zu Weiberlehen geben und baute sie wieder auf. Hierdurch befreite er seine Mitbürger von einer großen, wohlbegründeten Furcht und sicherte ihnen die unbestrittene Herrschaft innerhalb der Ringmauern der Stadt.

Nicht geringeres Verdienst um Frankfurt erlangte, obwohl kein geborner Frankfurter, Jacob Knoblauchs Schwiegersohn, Siegfried zum Paradeis. Auch das Schultheißenamt, oder eigentlich das Recht, dasselbe zu besetzen, hatten die Könige verpfändet. Ulrich von Hanau, der gefährlichste unter allen benachbarten Dynasten, besaß sich im Besitze dieses höchst wichtigen Rechts. Er selbst bekleidete jetzt die Stelle als Oberschultheiß und ließ sie durch einen Unterschultheißen versehen. Dieser war Heinrich im Saal, nach dem Saalhof genannt, von dem er einen Theil besaß oder in Anspruch nahm, was ohne Zweifel seine Abneigung gegen die Knoblauch verstärkte. Als Landvoigt der Wetterau hatte Ulrich schon großen Einfluß in die äußern Angelegenheiten Frankfurts, das Schultheißenamt sicherte ihm noch größern in die innern, und das Ansehen, welches er beim kaiserlichen Hofe genoß, wendete er unablässig zur Vermehrung seiner Gewalt an. In der That gelang es ihm, durch kaiserliche Verfügungen auf die Besetzung des Schöppenstuhls einen Einfluß zu erwerben, der ihm den Weg zur Beherrschung der Stadt bahnte, ja es schien schon um ihre Freiheit gethan, als ihm der Kaiser befahl, für sein und des Reiches Bedürfniß an allen Thoren Frankfurts einen Zoll zu erheben. Siegfried zum Paradeis war es, der durch seinen persönlichen Einfluß und die energischen Bemühungen, welchen er sich unterzog, alle diese Schläge von der Stadt abwandte und so der Retter ihrer Freiheit ward. Er that es nicht ohne Gefahr seines Lebens, denn er mußte vor den herrschsüchtigen Zünften fliehen, welche Heinrich im Saal durch die Aussicht, Antheil an der Gewalt zu erwerben, dem Unterdrücker aller städtischen Selbständigkeit gewonnen hatte. Dennoch setzte er es durch, daß der Kaiser den Landvoigt Ulrich von Hanau befahl, Heinrich im Saal des Schultheißenamts zu entsetzen, und mit dieser Stelle seinen Widersacher Siegfried zum Paradeis zu bekleiden. Hierdurch war er jedoch erst Unterschultheiß, als Stellvertreter der Dynasten, welcher noch immer Oberschultheiß und Pfandherr des Schultheißenamts blieb. Seinen fortgesetzten Bemühungen am kaiserlichen Hofe gelang es indessen, auch den Besitz jener Reichspfandschaft den Händen Ulrichs zu entwenden, welcher von dem Kaiser gezwungen ward, sich der Auslösung zu unterwerfen. Hierdurch war nun Siegfried Pfandherr des Schultheißenamts und wirklicher Schultheiß zugleich. Aber Siegfried hatte nicht für sich und seine Familie, sondern für den Rath und in dessen Auftrag gehandelt, dieser erlegte die Einlösungssumme und erwarb die Reichspfandschaft, nicht Siegfried, der seinen Einfluß zum Wohl des Gemeinwesens geltend gemacht hatte, ohne sich irgend einen Vortheil zuzusichern. „Ihm hat

Frankfurt in der Folgezeit seine Erhaltung und alle daraus auch für die jetzigen Tage entsprungenen Vortheile allein zu verdanken."

Den beiden Ehrenmännern, welche Frankfurts Freiheit und Blüthe gründeten, verdient ein dritter beigelegt zu werden, der zunächst nur für den eignen Heerd kämpfend, ein Wohltäter seiner Mitbürger ward. Nach einem Herkommen, das sich in den Zeiten der dinglichen Unfreiheit selbst der persönlich freien Königsleute gebildet hatte, konnten diese ihre Töchter einem Ministerialen nicht versagen. Hatte die Tochter eines Frankfurter Bürgers einem königlichen Dienstmann gefallen, so trat, im Namen des Königs, dessen Marschall vor das Haus des Vaters und sprach etwa folgende Reime:

"Hört zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der König und Marschall,
Was er gebeut, und das muß sein:
Hier ruf ich aus N. N. mit N. N.'s Tochterlein,
Heute zu Lehen, morgen zur Ehen,
Ueber ein Jahr zu einem Paar."

Johann Goltstein, ein reicher Mann und Schöffe, sollte seine Tochter wider seinen und vermuthlich auch wider des Mädchens Willen, einem Ministerialen hingeben, der sich auf das verhaßte Herkommen des Ehezwangs berief. Zum Glück war damals König Heinrich, Kaiser Friedrich II. Sohn, in Frankfurt anwesend. An diesen wandte sich der bedrängte Vater und erlangte von seiner Milde die Aufhebung des Ehegebots. Heinrich versprach den 4 wetterauischen Städten: Frankfurt, Weßlar, Friedberg und Gelnhausen, künftig keinen ihrer Angehörigen mehr zwingen zu wollen, daß er seine Tochter oder Enkelin einem von dem königlichen Hofgesinde zur Ehe gebe, sondern sich bei den Bürgern auf eine einfache Fürbitte zu beschränken. Insbesondere befreite er die Tochter seines Getreuen Johann Goltstein von der erzwungenen Ehe mit dem Hofdiener. „Es scheint," sagt Versner, „daß von diesem Gebrauch das noch jetzt übliche Lehenausrufen der Kinder übrig geblieben, welche auf den ersten Mai in einem grünen Wägelchen von Haus zu Haus fahren und obige Worte, wiewohl etwas undeutsch und gebrochen, mit hellem Halse ausrufen." Ob diese Sitte noch in Frankfurt lebt, wissen wir nicht; am Niederrhein hat sich aber das Mailehen in den Dörfern erhalten, wo am 1. Mai die jungen Bursche alle mannbaren Mädchen für das ganze Jahr unter sich zu vertheilen pflegen.

Der Saalhof, auf welchen wir die wichtigsten Momente der Frankfurter Geschichte bezogen haben, zeigt heutzutage von dem ursprünglichen karolingischen Bau keine Ueberreste mehr, wenn nicht die Capelle zu diesen Zeiten hinauf reicht. Der thurmartige Bau, welcher sie enthält, mag der von Jacob Knoblauch vorgenommenen Erneuerung angehören. Sonst ist auch von dieser wenig oder nichts übrig. Die Familie Knoblauch hatte einige ihrer

Verwandten in den Mitbesitz des Saalhofes aufgenommen. Die Läden und Stände, welche die Ganerbschaft während der Messe im Saalhof vermietete, warfen so reichliche Einkünfte ab, daß 1604 die Gebäude erweitert werden konnten. Dieser Neubau, der seitdem noch in Thüren und Fenstern verändert worden ist, betraf nur die nach der Saalgasse gehende Seite; die Gebrüder Bernus, welche den Saalhof gekauft hatten, erneuerten 1717 auch die Wasserseite zunächst dem Rententhurm, so daß jetzt auf den Saalhof und seine Capelle das Sprichwort wohl paßt: eine große Monstranz und wenig Heiligthum.

Nicolaiskirche.

Die Capelle im Saalhof ward bald für die erweiterte Hofhaltung der Kaiser zu klein befunden. Kaiser Konrad III. ließ eine größere auf dem Samstagsberge erbauen, die jetzt sogenannte Nicolaiskirche. Näher bei dem Palaste gab es dafür keine Baustelle, da die Häuser, welche jetzt die Saalgasse bilden, mit zu dem Saal gehörten. Auch sie ist nicht in ihrer ältesten Gestalt erhalten, doch reicht sie ins 15te, ja mit beträchtlichen Theilen ins 13te Jahrhundert hinaus. Der an alterthümlichen Gebäuden so arme Römerberg hat keine größere Zierde. Von 1570 an diente sie als Waarenlager, 1721 ward sie ihrer Bestimmung wiedergegeben, 1813 aber, sollte man es glauben? von Neuem in ein Lagerhaus verwandelt. Neuerdings hat man sie wieder hergestellt und den vandalischen Voratz ihrer Niederreißung aufgegeben. Die daran geflebten Wacht- und Schröterhäuschen sind beseitigt, mit diesem aber auch die darin als Trophäen ausgestellten Hörner des letzten Krönungssohns. Und auch ein Paar reichshistorische Ochsenhörner lassen wir uns nicht gerne nehmen.

Dom.

Den Titel einer königlichen Capelle führte einst auch die jetzige Domkirche. Sie hieß laut der Schenkungsurkunde der Rudolt, worin ihrer, unter Ludwig dem Deutschen, zuerst gedacht wird, anfänglich S. Maria in moenibus, weil sie auf die älteste Stadtmauer gelehnt war. Maria und St. Karl (v. Gr.) blieben auch ihre Schutzheiligen. Warum sie schon 880 nicht mehr Marienz, sondern Salvatorskirche heißt, wissen wir nicht. Man hat auf die Erorossierung Karls des Dicken als die Ursache gerathen. Mit dieser war es, nach den Berichten der Annalisten, wie folgt zugegangen: „Als Ludwig der Deutsche das Weihnachtsfest im Palast zu Frankfurt begieng, wohin er eine Reichsversammlung ausgeschrieben, kam der Teufel in Gestalt eines Engels des Lichts zu seinem Sohne Karl und sagte ihm: weil sein Vater zu Gunsten Karlmanns ihn verderben wolle, habe er Gott beleidigt, und werde sein Reich, das Gott Karln bestimmt habe, verlieren. Derselbe entfloß erschreckt in die

Kirche, wohin ihm der Teufel folgte und sprach: Weshalb fürchtest du dich und fliehst? Wenn ich nicht von Gott gesandt wäre, so würde ich dir in dieß Haus des Herrn nicht nachfolgen dürfen. Auf diese Weise überredete er ihn, das ihm von Gott gesendete Abendmal aus seiner Hand zu empfangen, und da solches geschehen, fuhr mit der Hostie der Teufel in ihn. Als er darauf in die Reichsversammlung kam, erhob er sich plötzlich besessen und schrie: er wolle der Welt entsagen und mit seiner Gemahlin in keiner Gemeinschaft leben. Er löste sich das Wehrgehent mit dem Schwerte, schleuderte es zu Boden, riß den Gürtel los, und die Kleider wegwerfend, ward er heftig hin und her geschüttelt. Der Vater und alle Anwesenden erschrakn; aber die Bischöfe ergriffen ihn und führten ihn in die Kirche. Der Erzbischof begann die Messe über ihn zu singen und als er an das Evangelium gelangte, fieng Karl in der Muttersprache heftig an Weh! zu rufen und so schrie er Weh! bis zu beendigter Messe. Der Vater überließ ihn den Bischöfen, um ihn an die geweihten Stätten der Märtyrer zu führen, bis er durch deren Verdienste und Gebet vom Teufel befreit, durch Gottes Barmherzigkeit geheilt ward.“ Denselben Karl den Dicken, dem allerdings das Reich auf kurze Zeit zu Theil wurde, entsetzten in Frankfurt die Fürsten.

Messen.

Jener St. Salvator, von dem die Kirche ihren zweiten Namen herleitete, war nicht etwa ein Heiliger dieses Namens, sondern der Heiland selbst. Ihm und dem heil. Bartholomäus, dessen Hirnschale sie erworben hatte, war sie auch 1239 wieder geweiht worden. Seitdem aber heißt sie nicht mehr nach dem Heiland, sondern nach dem Heiligen. Die Einweihung geschah am 24. August; der Kirchweihstag, das heißt die jährliche Feier dieser Einweihung, ward aber auf den jedesmaligen Sonntag vor Mariä Himmelfahrt verlegt. Ueber den Grund dieser auffallenden Bestimmung ist gezweifelt worden; Thomas giebt ihn wie folgt an: Da die Kirche ursprünglich der Maria geweiht war, so begann das ältere Kirchweihfest zu Marien Himmelfahrt. Aus diesem hatte sich die Herbstmesse, die für Frankfurt so wichtig werden sollte, hervorgebildet. Sie währte von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt, an welchen Tagen noch heute die Messe ein- und ausgeläutet wird. Man wollte also die Messe durch den neuen Kirchweihstag, der ohne die Verlegung mitten in sie hineingefallen wäre, nicht stören. Aus diesen Verhältnissen läßt sich zugleich auf das hohe Alter der Herbstmesse schließen, die vor Ludwig dem Deutschen ihren Anfang genommen haben muß, da unter ihm die Marienkirche schon einen andern Patron erhielt. Die Ostermesse entstand bekanntlich erst unter Ludwig dem Baier. Obgleich nun das Ein- und Ausläuten ursprünglich Anfang und Ende anzeigen sollte, so fängt doch jetzt die Herbstmesse erst nach Mariä Geburt an, wenn sie schon ausgeläutet ist. Mit Recht erinnert also

Faber auf Anlaß der Messe an die Wichtigkeit des Herkommens bei den Deutschen, wie denn schon ein gewisser Franzose schreibe: „esse singulare jus in Germania, quod vocant Hercoman.“

Von dem Dom als Wahl- und Krönungskirche zu sprechen, enthalten wir uns, weil Goethe diese Dinge mit unsterblicher Feder geschildert hat und unser Voratz, das Bekanntere kurz abzuthun oder ganz zu übergehen, uns hier Stillschweigen auferlegt. Aus demselben Grunde meiden wir den Römer und das Pfeifergerecht, dem einst Goethes Großvater als kaiserlicher Schultheiß vorsah, und so dem Enkel Veranlassung gab, den Hergang dabei aus früher Anschauung zu beschreiben. Weniger bekannt ist das elsässische Pfeifergerecht, von welchem uns die Brüder Stöber Kunde gegeben haben. Es hat mit dem Frankfurter nur den Namen gemein, wenn man nicht darauf Gewicht legen will, daß beide um dieselbe Zeit, Mariä Geburt, gehalten wurden. Wenn aber bei dem Frankfurter die Pfeifer nur für Nebenpersonen gelten konnten, so war jenes elsässische ein eigentliches Fest der Spielleute. Diese hatten dort das Loos der Verachtung, welche sonst überall die ganze Classe der Fahrennden traf, nicht ertragen mögen und zu dem Ende eine Bruderschaft gestiftet, deren Schutz und Obhut sie den reichen und kunstliebenden Herrn von Rappoltstein anvertrauten, welchen dann auch das Reich alle Spielleute, Bänkelsänger und Gaukler im Elsaß unter dem gemeinsamen Namen Pfeifer zu Lehen gab. Sie hießen Pfeiferkönige, und trugen als solche eine eigne vergoldete Krone. So trug auch Kurfachsen die Trompeter und Pauker der kaiserlichen Heere zu Lehen, so gab es in Oesterreich Spielgrafen, so waren die Pfalzgrafen mit den Pfannenslickern und Kesslern beliehen. Die Schutzpatronin der elsässischen Pfeifer war die heilige Maria von Dusenbach, die in einer Wallfahrtschapelle bei Rappoltstein verehrt wurde. Darum waren es auch die Marienfeste, wo die Pfeifertage und Gerichte zu Rappoltweiler und Bischweiler gehalten wurden, welche noch jetzt die besuchtesten Jahrmärkte des Elsasses sein sollen. Das Gericht bestand außer dem Pfeiferkönig in dem Schultheissen, vier Meistern, den Zwölfem und einem Weibel. Nach der Messe und mehrern feierlichen Aufzügen eröffnete der Pfeiferkönig das Gericht, mit Anhörung aller im ganzen Jahr vernommenen Klagen und Beschwerden, wobei nicht selten bedeutende Strafen gegen die Uebertreter der Zunftgesetze ausgesprochen wurden. Nachdem nun die neu angemeldeten Mitglieder aufgenommen und das Jahrrecht entrichtet worden, begannen beim Schwenken der Fahnen die Künste: Gaukler zeigten ihre Gewandtheit in Tänzen und Sprüngen, und die Tonkünstler begleiteten ihre Bewegungen mit Gesang und Spiel. Ein köstlicher Schmaus, und nach demselben ein Tanz mit den Weibern und Töchtern, führte das schöne Fest zu einem fröhlichen Ende.

Kaisersaal.

Von dem Römer wollen wir nur anführen, was Goethe noch nicht wissen konnte. In diesem städtischen Rathhaus befindet sich bekanntlich der sogenannte Kaisersaal, worin die deutschen Kaiser nach der Krönungsfeier, von den Kurfürsten umgeben und bedient, das erste festliche Mal hielten. An den Wänden dieses Saals wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Brustbilder der deutschen Kaiser, von Konrad I. an, in Nischen angebracht, und durch einen gleichsam prophetischen Zufall erhielt der letzte Kaiser die einzig übrige Stelle.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum:
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum.

Kopisch.

Allein die Ausführung der Bildnisse entsprach der Würde des Gegenstandes nicht. Es war mehr Weißbinder- als Malerarbeit, wie denn wirklich dabei der zünftige Maler Unsing von den Weißbindern Almand und Nicolai unterstützt worden war. Jetzt, wo in Deutschland so viele ausgezeichnete Künstler leben, wo in Frankfurt selbst eine Malerschule blüht, die mit jenen zu München und Düsseldorf um die Palme ringt, war es an der Zeit, diesem Uebelstande abzuhelpen. Auf Anregung der Administration des Städtischen Instituts und des Kunstvereins, deren patriotischem Anerbieten der hohe Senat mit gebührender Anerkennung entgegen kam, trat ein eigenes Comité für die Leitung und Durchführung des Unternehmens zusammen. In wenigen Tagen sah man dessen Vollendung gesichert. Ein Kaiserbildniß war bei Lessing in Düsseldorf bestellt worden, zwei andere übernahmen Director Philipp Weit und D. Passavant unentgeltlich. Einundzwanzig Bilder wurden von verschiedenen Vereinen und Bürgern bestellt, andere von auswärtigen Künstlern ersten Ranges, Overbeck, Lessing u. s. w. ausgeführt. Der rheinische Kunstverein ließ auf seine Kosten vier Bilder malen, von Stieler das Bildniß Heinrich III.; ein Verein bayerischer Vaterlandsfreunde trug für die drei Kaiser aus dem Wittelsbacher Hause Sorge und Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich befaß die Darstellung von sechs Kaisern seines Hauses nach den vorhandenen besten Original-Abbildungen durch die vorzüglichsten Künstler Oesterreichs. Die Wahlsprüche der Habsburgischen Kaiser, von Fürst Metternich mitgetheilt, wurden, als die leitenden Gedanken ihrer Regierung, deren Bildnissen beigelegt. So sahen wir auch hier das deutsche Reich in der Kunst schöner und seiner würdiger wieder aufleben.

Daß der Name Römer mit dem römischen König und seiner Wahl irgend einen Zusammenhang habe, ist nicht wahrscheinlich. Erst 1405 kaufte der Rath das Haus zum Römer von einer aus Köln stammenden Familie, die allerdings erst von dem Hause den Beinamen Römer führte, ihn demselben

nicht beigelegt hat. Welchen Bezug auf den römischen König konnte es aber als Privathaus haben? Der, welchen man angiebt, daß es einst die Pfalz Karl des Großen gewesen sei, ist unhaltbar, da diese, wie wir wissen, auf der Stelle der heutigen Leonhardskirche stand. Das ältere städtische Rathhaus nahm die des jetzigen Pfarrthurms ein, dem wir jetzt den Besuch abzustatten eilen, der ihm vor dieser Abschweifung zugebach war.

Pfarrthurm.

Zehn Jahre nach dem Ankauf des Römers ward der Grundstein zum Pfarrthurm gelegt; vermuthlich hatte man also an den Abbruch des alten Rathhauses nicht gehen können, bis ein bedeutender Bau zur Herstellung des neuen vorgenommen worden. Zum Ausbau des Pfarrthurms brauchte man gar an 100 Jahre, und hernach war er doch nicht fertig, wie er es heutzutage noch nicht ist. Nach dem ältesten Risse war ihm die Zierde einer Schlußpyramide zugebach, von welcher Kirchner eine Zeichnung geliefert hat. Hierdurch würde seine Höhe, die jetzt schon 260 Werkstücke beträgt, noch 60 Schuh gewonnen haben. Statt der Pyramide, die wohl der Kosten wegen unterblieb, setzte man ihm eine runde Kappe auf, welche die Wohnung des Thürmers enthält, der zugleich Thurmglöckner, aber nicht Domglöckner ist. Damit hat es nach des Mannes Erzählung, wenn ich recht behalten habe, folgende Bewandniß. Die Kirche ist katholisch, aber der Thurm und sein Geläute nicht. Die Katholiken haben unten ihre eigenen Glocken. Lange Zeit hatten die Lutherischen diese Kirche inne gehabt; bei dem Interim mußte sie den Katholiken zurückgegeben werden. Dieß geschah auch, aber der Rath behielt sich den Pfarrthurm vor, weil der Thurm nicht Kirche sei. Man sieht, daß Goethe Recht hatte zu sagen, das Interim habe den Schalk hinter ihm. Fragt man, wozu der Rath den Thurm und seine Glocken gebrauche, so ist die Antwort: zum Ein- und Ausläuten der Messen. Auf diese bezieht sich in Frankfurt Alles; der Fremde muß sich daran gewöhnen, wozu er gute Gelegenheit hat, da er gleich im Römer auf Kramläden stößt.

Von der Gallerie, welche bei der Thürmerwohnung um den Pfarrthurm läuft, genießt man eines Anblicks, welcher die Mühe des Ersteigens reichlich belohnt. Wir finden ein Panorama nicht bloß wie wir erwarteten von Frankfurt und seinen Umgebungen, sondern von dem ganzen untern Maintal, welches das schön gegliederte Taunusgebirge malerisch begrenzt, indem es sich aus der Nähe des Rheins und Mains herzieht, und allmählich ansteigend immer mehr von beiden Flüssen entfernt. Sobald es, Frankfurt grade gegenüber, im Feldberg und Altkönig seine Höhepunkte erreicht hat, senkt es sich, die gleiche Richtung fortsetzend, eben so allmählich in die Wetterau hinab. Wir haben den rechten Ort erwählt, die reizenden Formen des Maintaunus zu bewundern, an welche Humboldt selbst auf der entgegengesetzten Seite der Erde ver-

gleichend zurückdenken mochte. Um den Gesamteindruck eines Gebirges zu gewinnen, darf man sich ihm bekanntlich nicht zu nahe stellen.

Nur eine gewisse Entfernung gewährt den Ueberblick des Ganzen und jene sanften Umrisse, deren Wellenlinien in der Nähe ins Eckige und Rauhe übergehen. Auch in dieser Beziehung darf man Frankfurts Lage glücklich preisen. Für den Mangel eigentlicher Berge in seiner nächsten ziemlich flachen Umgebung entschädigt es dieß immer reizende und lockende Gebirge, das nicht zu nahe liegt, um an seinem Reiz zu verlieren, nicht zu fern, um vergebens zu locken. Man weiß, wie gern die Frankfurter Partien nach dem Feldberge veranstalten; sie können sich aber auch auf die nähern Vorberge beschränken; man wird Kronenberg, Königstein und Falkenstein, die dort so freundlich von ihren Höhen herüberwinken, so wenig als das in seinen vier Thälern versteckte Eppstein besuchen, ohne überall auf Frankfurter zu stoßen, ja sie haben an den schönsten Punkten ihre Lusthäuser und Landstöße, welchen sie die Sodener Zweigbahn blitzschnell zuführt.

Es ist das Taunusgebirge nicht allein, das auf dem Pfarrthurm den Horizont blau umsäumt. Während dieß sich von Westen nach Norden zu ziehen scheint (seine wirkliche Richtung ist von Westen nach Osten), sehen wir im Süden die Höhen des Odenwalds in zwei Gipfeln, die wir für die des Melibocus und Delbergs bei Schriesheim ansprechen; im Osten, wo der Main verschwindet, das Freigericht und das Vogelsgebirge; im Südwesten endlich den Donnersberg in der Pfalz, dessen fargartige Gestalt ihn auch hier nicht verkennen läßt. Nun ziehen die Schlangenwindungen des gelben Mains unsere Blicke nach sich und wie sie sich Sachsenhausen nähern, weilen sie gern bei seinen waldigen, nicht ganz flachen Ufern. Es ist der Frankfurter Wald, ein Theil des Dreieichs, der hier den Strom begrenzt und Nieder- und Ober- rad, mit den vielbesuchten Vergnügungsorten Sandhof, Riedhof, das Wäldchen, einschließt, die schattenreicher und darum mit Recht beliebter sind als die auf der rechten Mainseite. Dahin kehren wir, nachdem wir das regsame Offenbach begrüßt haben, zurück, um die übrigen der Hohenheit Frankfurts unterworfenen Ortschaften aufzusuchen. Den großen Flecken Bornheim, der nach Kirchner besser ist als sein Ruf, daher von diesem nicht viel zu halten sein mag, finden wir ganz in der Nähe; Hausen mit seinen Riddamühlen ist aber durch das kurheßische Bockenheim von dem übrigen Frankfurter Gebiet getrennt; noch einsamer liegen Niederursel und Bonames, während Niedererlenbach und Dörtelweil sich wenigstens paarweise zusammenhalten. Das ist alles was Frankfurt noch von der Grafschaft des Bornheimer Berges besitzt, die zur Ausstattung seines Palastes gehörig, eine jener Reichspfandschaften war, zu deren Einlösung es ein Recht erworben hatte. Sie zu erzwingen, gebrach ihm aber die weltliche Macht; zwar das namengebende Bornheim, nicht aber der Hauptort, das dort zwischen Hügeln halbversteckte Bergen, ist ihm geblieben. W. Richard meint indes, die Stadt habe zu ihrem



G. Richter del.

F. Winkler sc.

HEIMBURG.

Glücke in dieser fruchtbarsten Gegend Deutschlands kein ausgedehnteres Gebiet erworben, weil sie dadurch früher oder später manchem Zwist mit den umgebenden Landesherren ausgesetzt worden wäre, ohne an eigentlichem Wohlstand zu gewinnen. Immer noch bleibt sein Territorium groß genug, den Vergleich mit manchem deutschen Fürstenthum auszuhalten, wie denn gleich das benachbarte Hessenhomburg, dessen weißen Thurm wir dort schimmern sehen, diesseits des Rheins kein größeres Gebiet besitzt. — Zwischen Hausen und Niederursel liegen Braunheim und Heddernheim, beide aus Trümmern des römischen novus vicus gebaut, welchen jetzt das nahe Heidenfeld bedeckt. Das minder lebhaftes Grün der Saat, die über den gegossenen Straßen der Römerstadt wächst, zeichnet in trockenen Sommern einen Grundriß derselben auf die Flur, der aus der Vogelperspektive gesehen, deutlich genug ins Auge fallen müßte. Von der Saalburg bei Homburg, wo Drusus nach seinem Rückzug von der Elbe gestorben sein soll, lief eine Straße durch dieses von Einigen sogenannte Castrum Hadriani, und verband Mainz mit den Befestigungen am Taunus. Auch hier waren dem Mithrasdienst Tempel und Altäre geweiht; das Museum zu Wiesbaden bewahrt letztern, wie den zu Neuenheim gefundenen die Heidelberger Bibliothek. Habel und Kreuzer haben sie beschrieben, wir verweisen dahin. Bekanntlich enthalten die Reliefs auf den Mithrasaltären immer dieselbe Darstellung: wer einen gesehen hat, hat sie alle gesehen, auch diejenigen, welche die Erde noch birgt. Dieß ist nicht so seltsam, als wenn Neuenheim bei Heidelberg eine Uebersetzung von novus vicus bei Frankfurt wäre.

Indem wir uns zu diesem zurückwenden, begegnen uns noch zwei seiner größten Sehenswürdigkeiten: die Rothschild'sche Villa auf dem Wege nach Bockenheim und der neue Kirchhof zwischen dem Eschenheimer und Friedberger Thore. Das schöne Portal des letztern könnten wir von unserm Standpunkte auch mit Hülfe des besten Fernrohrs nicht sehen, weil es uns nicht, wie jenes des dahinter liegenden jüdischen Begräbnißplatzes, die Fronte zukehrt. Das schönste Denkmal des christlichen würde uns doch kein Fernrohr zeigen, weil es die Bethmannsche Familiengruft verbirgt. Wem die Gelegenheit versagt ist, in diese hinabzusteigen, bediene sich der 1837 erschienenen Zeichnungen *). Leider begleitet sie kein Sterbenswörtchen Text, und so wird uns die Aufgabe gestellt, Thorwaldsens unsterbliche Gedanken zu errathen. In dem Mittelbildnisse ruht ein Sterbender auf einem Marmorblocke, den Rücken an den abgewandten Genius mit der umgekehrten Fackel gelehnt, dessen rechte Hand, die Mohnhäupter haltend, über die Schulter des Schlummernden herabhängt, indem der Arm zugleich dessen Kopf zu stützen scheint. Vor dem Entschlafenen schreitet mit fliegendem Gewand eine kräftige Gestalt heran, welche dessen Rechte aufhebt,

*) Bas-reliefs exécutés en marbre dans le caveau de la Famille Bethmann par le chevalier Thorwaldsen. Trois planches, lithographés par F. Leuchtweiss. Francfort s. M. Publiés par Charles Jugel, Libraire.

um ihm den Kranz des Nachruhms, aus Eichenblättern gewunden, in die Hand zu drücken. Die Gruppe auf dem Bilde zur Rechten besteht aus drei Figuren, in welchen wir die trauernden Hinterbliebenen zu erkennen glauben. Die mittlere Figur, welche sitzend die Hände zum Himmel streckt, möchten wir für die Gattin, die beiden Mädchen für die Töchter halten. Die eine kniet vor der Mutter und läßt den Kopf in ihrem Schooße ruhen; die andere, aufrecht hinter ihr, legt ihr die Rechte wie beschwichtigend auf den Rücken, mit der Linken den eigenen Kopf nachdenklich stützend. Schwieriger möchte das dritte Bild zu erklären sein. Die Muse der Geschichte, wenn nicht hier schon unser Irrthum beginnt, setzt den rechten Fuß auf das Rad der Zeit; auf ihrem Schenkel ruht die steinerne Tafel, welche sie mit der Linken hält, während die Rechte den Griffel führt. Vor ihr gießt ein Flußgott Wasser aus einer Urne; in der Rechten scheint er ein Ruder zu halten, womit wohl auf die Schifffahrt gedeutet wird. Da ihn kein Weinlaub, sondern Aehren und Feldblumen krönen, so wird der Main, nicht der Rhein gemeint sein. Hinter Clio blickt ein Löwe, das Symbol der Kraft, hervor. Die Muse scheint also männliche Thaten, die dem Handel am Mainstrom zu Gute gekommen sind, in den Stein zu graben. Wir sind mit der Familie Bethmann zu wenig bekannt, um zu wissen, welchem ihrer Mitglieder dieses schöne Denkmal gilt. Moritz von Bethmann war es aber, der nach den Schlachten von Leipzig und Hanau Frankfurt aus einer großen Gefahr befreite. Schon hatte es den an der Spitze des deutschen Heeres einrückenden Herzog Karl von Baiern jubelnd begrüßt, als plötzlich der Kaiser erschien, um mit dem Rest seiner Truppen den Rückzug über Frankfurt zu nehmen. Der Donner des Geschüßes hallte verderblich von Sachsenhausen herüber, welches die Baiern besetzt hielten, die Brückenmühle loberte durch französisches Feuer auf, während Napoleon in Bethmanns Landhause am Friedberger Thor den Abgeordneten der Stadt die Gründe auseinandersetzte, warum sein Handelsgesetzbuch den Bankerott mit solcher Strenge ahnde. Endlich benutzte der Herr des Hauses einen Ruhepunkt im Gespräche, um Schonung für die Stadt zu erbitten, und vorzustellen, wie zwecklos für das französische Heer und wie verderblich für Frankfurt die Fortsetzung des Geschüßfeuers sei. *Berthier, faites cesser le feu!* war die Antwort des Kaisers, der nun um die Stadt herum seinen Abzug nahm.

In dem Häuser- und Giebelmeer der Stadt selbst zieht nichts so sehr den befremdeten Blick an sich, als eine doppelte Reihe schmaler, schwarzer Häuser, deren schmutziges Ansehen der nähern Betrachtung wenig Sinnengenuß verspricht. Es ist die Judengasse, die doch ja Niemand, der Frankfurt besucht, zu sehen veräumen möge, eine Frau ausgenommen, denn das schöne Geschlecht vermeidet mit Recht alles Unschöne, wär es auch noch so charakteristisch. Goethe sagt von ihr in seinem Leben: „Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse genannt, weil sie kaum aus etwas

mehr als einer einzigen Straße besteht, welche in frühern Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden sein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, Alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah.“ Zur Vollendung des Bildes fehlt der Zug, daß die hohen, schmalen, schmutzigen Häuser von oben bis unten mit hölzernem, nicht ganz unzierlichem Schnitzwerk bedeckt sind, das aber auch durch Schmutz, Rauch und Ruß an der allgemeinen Widerwärtigkeit der ganzen Gasse Theil nimmt. Was übrigens jetzt von ihr noch übrig ist, mag der kleinste Theil sein, denn bei der Bombardierung von 1796 giengen 150 Häuser in Flammen auf, an deren Stelle nur 23 wieder aufgebaut wurden. Unter diesen ist auch das Rothschild'sche Haus, das noch jetzt von der Familie bewohnt wird. Freunde von Merkwürdigkeiten dieser Art werden es zu größerer Befriedigung aussuchen, als das Goethe'sche Haus in der Hirschgasse, welches seit dem Bau, welchen Goethes Vater während der Kindheit des Dichters vornahm, einen völligen Umbau erlitten haben muß, durch welchen es wesentlich verändert wurde. Die 3 Leiern auf dem Wappen über der Thüre, welche in Wilhelm Müllers Schreibtafel als von dem heimgegangenen Dichter gewählte Gegenstände poetischer Bearbeitung ausgezeichnet waren, und seitdem von Andern wirklich so behandelt worden sind, verlieren also ihre prophetische Bedeutung. In dem von Goethes Vater erneuerten Hause sprang bekanntlich jedes obere Stockwerk über das untere vor, welches in den gegenwärtigen nicht der Fall ist. Mehr als dies Haus ruft uns sein Standbild den Dichter zurück, den Schwanthalers Kunst in der ganzen Gewalt seiner Erscheinung hergestellt hat, während die Reliefs die bedeutendsten Gestalten, die er geschaffen hat, vor das Auge führen. Auch den drei Erfindern und Förderern der Buchdruckerkunst wird sich in Frankfurt ein Denkmal erheben.

Indem wir hiermit den Artikel Frankfurt abschließen, fühlen wir wohl, wie unendlich viel Wichtiges wir unerwähnt lassen mußten. Daran ist aber Frankfurts Reichthum und die Beschränktheit des Raumes Schuld. Bei einem so viel besprochenen Gegenstande wünschen wir uns Glück, wenn wir nur einiges Neue beigebracht haben.

Taunusgegenden.

Die Höhe.

Der Name Taunus, welcher jetzt das gebirgige Land zwischen Rhein, Main, Lahn und der ebenen Wetterau bezeichnet, ist uns von den Römern